

MICHAEL STÜHRENBERG

**Las Flores,  
vergib mir**

**Sein schlechtes  
Gewissen treibt  
einen Reporter  
zurück in ein Dorf  
in El Salvador.**

«José Lisandro Monge!», rufe ich um sieben in der Früh durch eine offene Haustür in San José de las Flores, einem Dorf im Norden von El Salvador. Als erste Antwort kommt das Geräusch schlurfender Schritte. Dann erscheint eine kräftige Gestalt mit nacktem Bauch. Das Gesicht, durchkreuzt von einem ergrauten Schnäuzer, ist gebräunt von lebenslanger Tropensonne. Die wachen Augen glänzen vor Freundlichkeit, den Kopf mit dem krausen Haar krönt ein Sombrero mit schlapper Krempe. «Komme gerade aus dem Maisfeld zurück», sagt Don Lisandro ohne Aufregung. So, als stünde hier der Milchmann vor seiner Tür.

Ich sage erst einmal gar nichts. Geniesse das Schauspiel seiner Mimik während der paar Sekunden, die er braucht, um mich einzuordnen. Dieser Mann besitzt ein gewaltiges Gedächtnis. Weil sein dörflicher Lebenslauf einem einzigen kräftigen Strang gleicht und nicht, wie im Fall des vor ihm stehenden Dauerreisenden, einem Knäuel zerzauster Fasern. Jetzt grinst er, seine Erinnerung hat in zeitlichen Tiefen eingehakt. «Ich wusste, du würdest wiederkommen», behauptet Don Lisandro.

Wir entschliessen uns zu einer Umarmung. Klopfen uns gegenseitig auf Rücken und Schultern. Wiederholen Sätzchen wie *Como estás?* und *Qué me alegro!* – *Ich freue mich sehr!* Lauter Worte gerührter Ratlosigkeit. Dabei habe ich ein halbes Leben lang auf diesen Augenblick gewartet! Oder besser gesagt, fast ein ganzes Reporterleben. Vor 28 Jahren stand ich schon einmal an dieser Stelle in San José de las Flores, das seine Bewohner, die *Floreños*, nur Las Flores, «die Blumen», nennen. Viele gab es hier damals nicht, Blumen, meine ich. Deshalb hat es uns – drei junge Reporter auf abenteuerlichen Abwegen – ja so verwundert, dass jedem von uns zur Ankunft in Las Flores ein Strauss Feldblumen überreicht wurde. Ein Präsent, das nicht ins Gesamtbild passte. Auf dem Weg nach Las Flores waren wir mit *Guerilleros* durch eine Landschaft verbrannter Erde marschiert. Aschegraue Täler, steile Hügelhänge mit den Skeletten verkohlter Bäume. Das Dorf wirkte fast noch trostloser: ein Haufen ärmlicher Hütten, die sich wie zum Gebet vor einer halb zerfallenen Kirche zu ducken schienen.

Am Ortseingang erwartete uns die einzige Klasse der Dorfschule. Die Kinder, gekleidet in den Nationalfarben Blau und Weiss, sangen zu unserer Begrüssung ein Volkslied. Danach überreichte ein kleines Mädchen das Gastgeschenk: Blumen aus Las Flores! Wie war das möglich? Wenn es doch weit und breit nur verbrannte Erde gab. Weil seit sechs Jahren Krieg herrschte. Und weil es in diesem Teil der Provinz Chalatenango, die als *Guerilla-Bastion* galt, nach dem Willen der Armee eigentlich auch kein Dorf mehr hätte geben dürfen. Die Blumen in der

Hand des Mädchens erschienen unwirklich – mehr wie ein symbolischer Anspruch als wie ein normaler Gegenstand.

Don Lisandro spürt meine Verwirrung: «Du erkennst wohl nichts wieder?» Eine Menge Stolz in der Stimme. Aber recht hat er, nichts hier kommt mir im Entferntesten bekannt vor. Dabei habe ich in all den Jahren so oft an diesen Ort zurückgedacht. Doch die Erinnerung ist starr wie ein Gemälde, und wie hätte ich mir in Bezug auf Las Flores irgendetwas Neues ausmalen können? Seit meiner Flucht aus dem Dorf habe ich ja nie wieder von ihm gehört. Doch, ein einziges Mal – aber jene Nachricht erfüllte mich mit Schuldgefühlen. Der Wunsch, diese Schuldgefühle endlich loszuwerden, ist der Grund für meine heutige Rückkehr.

Don Lisandro lächelt und weist auf die vor uns liegenden «Blumen» von Las Flores. Ein Park wurde vor seinem Haus angelegt. Im September 1986 war dies ein öder Fleck, der das Gefühl akuter Schutzlosigkeit vermittelte. So, als könnten jederzeit und von allen Seiten tödliche Gefahren hereinbrechen. Nun ist der quadratische Platz gefüllt mit übertrieben vielen Ausruhmöglichkeiten: Bänke, Stühle, Hocker und Tische füllen den Schatten schnell gewachsener Bäume. Neben der Statue eines buntbemalten Che Guevara lockt sogar eine kommunale Hängematte.

Auch ihre alte Kirche haben die Floreños wieder aufgebaut. Gegenüber steht ein Pavillon. «Für die Kultur», sagt Don Lisandro. Soll heissen: für Auftritte des Schultheaters, des Kinderchors sowie örtlicher Blaskapellen. Im Augenblick spielen da vier Männer Karten; fünf weitere schauen zu und mischen sich ein. Die andere Parkseite gehört der Dorfjugend. Ein Basketballfeld, daneben das Centro cultural Monseñor Romero, benannt nach dem 1980 von Todesschwadronen ermordeten Erzbischof von San Salvador. Don Lisandro führt mich ins Innere, lässt mich zwei Billardtische, eine Tischtennisplatte und ein halbes Dutzend Computer bewundern. «In diesem Haus habt ihr damals geschlafen», trumpft er auf. «Und als am Morgen das Flugzeug auftauchte» – wir sind schon wieder draussen im Freien, und Lisandro weist zur Rechten, wo sich eine vom Park hügelabwärts führende Gasse im Grün privater Gemüsegärten verliert –, «da seid ihr in diese Richtung fortgerannt.»

Wir setzen uns auf die Bank neben Che Guevara. Keine Autos. Dafür das hohle Klopfen von Pferdehufen auf Pflasterstein. Ein Reiter trabt vorüber. Ansonsten Stille. Bis plötzlich Julio Iglesias losbrüllt! «Das kommt aus dem Haus von Doña Daisy», weiss Don Lisandro. Die

Dame wohnt direkt am Park, nahe der Guevara-Ecke. «Jeden Morgen wählt sie eine ihrer Lieblings-CDs und dreht auf volle Lautstärke. Um allen Nachbarn Freude zu bereiten.»

Mir fällt der Kinderchor von September 1986 ein. Und auch, wie damals in Chalatenango-Ciudad, der 16 Kilometer entfernten Provinzhauptstadt, uniformierte Schulmädchen zum Takt einer Militärkapelle marschierten.

Es wird Zeit, Ordnung in meine Erinnerungen zu bringen. Nicht, dass mir tatsächlich noch Details von jenen fernen Ereignissen gegenwärtig wären. Aber bekanntlich hinterlassen Reporter gedruckte Spuren. Die meinen, die nach Chalatenango führten, fand ich in einer vergilbten Ausgabe der deutschen SPD-Zeitung *Vorwärts* wieder.

### *Oberst Cáceres und der Krieg gegen Las Flores*

*Langsam nimmt der Offizier die Sonnenbrille ab. Sein Blick bohrt sich in die Menge auf der Plaza Mayor. Die Stimme wird hart: «Die Väter unserer Unabhängigkeit heissen Pedro Pablo Castillo und Manuel José Arce! Nicht etwa Lenin oder Carlos Marx! So heissen nur die Idole der Terroristen.»*

*15. September 1986, Unabhängigkeitstag in El Salvador, ein grosser Tag für Oberst Navidad de Jesús Cáceres Cabrerías. Die Militärkapelle spielt, knackige Majoretten marschieren im Takt, und am Rande des Platzes, zwischen Kaserne und Kirche, ziehen blau-weiss uniformierte Schulkinder an applaudierenden Honoratioren vorüber. Heute ist Fiesta, ein Fest für alle salvadorianischen Patrioten.*

*Die meisten auf dem Platz sind campesinos, Kleinbauern und Landarbeiter, die der seit sechs Jahren wütende Bürgerkrieg in die Stadt getrieben hat. Sie sind noch immer leicht zu erkennen. Ihre Haut ist dunkler als die der Stadtleute, ihr Haar borstiger. Und an ihren Wangen rinnen jetzt kleine Schweisströme hinab auf die Kragen ihrer einzigen weissen Hemden. Nicht einmal ein unwissender Gringo hätte sie mit den Reichen verwechseln können, die, eingehüllt in importierte Eleganz, auf den Bänken im Schatten vor der Kirche sitzen.*

*Oberst Cáceres, el colonel, ein schlanker Mann um die 40, ist bekannt für hartes Durchgreifen. Deshalb hat ihn nun das Vaterland, aus seiner Sicht also die Heeresführung, mit der pacificación der Provinz Chalatenango im Norden El Salvadors, an der Grenze zu Honduras, beauftragt. Die Gegend, so viel ist klar, braucht eine besonders starke Hand.*

*Denn mit der «Befriedung» ist es hier nicht so einfach. In regelmässigen Abständen überschwemmen die Truppen des Obersts die Hügel und*

Dörfer in der Umgebung von Chalatenango-Ciudad, dort, wo die «Terroristen» der Nationalen Befreiungsfront Farabundo Martí (FMLN) ihre Lager haben. Aber immer wieder ist es dasselbe. Die 500-Pfund-Bomben der Armee-flieger zerfetzen Maisfelder und Bauernhütten, den Feind treffen sie fast nie. Wenn die Soldaten aus den nachfolgenden Helikoptern springen, durchwühlen sie vergeblich die Bombenkrater nach toten Guerilleros.

Bei grossangelegten Armee-Einsätzen lassen sich die «Terroristen» nicht vor Einbruch der Dunkelheit blicken. Im Schutz der Nacht verminen sie das Gelände um den Lagerplatz der Truppe. Und wenn am Morgen Soldaten auf die Minen treten, eröffnen Guerilleros das Feuer. Für Oberst Cáceres ist dies dann meist schon das Ende der Operation und der Auftakt zum Rückzug.

Gegen die Minen könnten nur zwei Dinge helfen, belehrt Cáceres nach seiner Ansprache auf der Plaza drei aus Europa angereiste Journalisten: «Dios y el amor de la patria!» – allein Gott und die Liebe zum Vaterland. Doch an diesem Tag will der Kommandeur von Chalatenango nichts mehr von den Greueln dieses Krieges hören, denn «Hoy es fiesta! – Heute feiern wir!»

Ein Clown tritt auf. Die glühende Hitze hat ihm die Schminke im Gesicht verschmiert. Tapsig tanzt er um el colonel herum und singt dazu ein groteskes Liedchen: «Kommt mein Oberst Cáceres, freut sich das Volk und machen sich die Guerilleros aus dem Staub ...»

Ein paar Worte zu Oberst Cáceres. Schliesslich ist auch er, wenn nicht einer der Helden, so doch einer der Hauptdarsteller in dieser Geschichte. Schon damals war der Oberst kein unbeschriebenes Blatt. Fünf Jahre zuvor – da war er erst Major gewesen – hatte Cáceres das von den USA ausgebildete Elite-Bataillon Atlacatl bei einem Einsatz gegen das Dorf El Mozote im Departamento Morazán angeführt. Auch dort hatte es keine Guerilleros gegeben, nur *campesinos*, die nach Ansicht der Armee mit der Nationalen Befreiungsfront sympathisierten. Etwa 900 Menschen – die Hälfte davon Kinder – waren ermordet worden, die Frauen zuletzt, damit sie dem Bataillon möglichst lange zum Zeitvertreib dienen konnten. Als einige Soldaten Zweifel äusserten, dass es nötig sei, auch Kleinkinder umzubringen, ging Navidad de Jesús Cáceres Cabrerías mit beeindruckendem Beispiel voran: Er warf einen Säugling in die Luft und fing ihn mit der Spitze seines Bajonetts auf.

Bis heute gilt das Massaker von El Mozote als das grösste Kriegsverbrechen in der Geschichte Mittelamerikas. Aus Washingtoner Sicht war es nur ein Ausrutscher. Seit dem Amtsantritt Ronald Reagans im Februar 1981 hatte der Krieg im «Hinterhof» der Vereinigten Staaten neue Züge angenommen. De facto führten nun die USA das Kommando

über die Streitkräfte El Salvadors. Von «psychologischer Kriegsführung» war die Rede. *Hearts and minds* – der Kampf um die Herzen und Hirne von Reisbauern – war ja schon das Leitmotiv im Vietnamkrieg gewesen. «Das einzige Gebiet, das wir erobern müssen», lehrten jetzt die US-Militärberater in Mittelamerika, «sind die sechs Daumen breit zwischen den Ohren des *campesinos*.»

Es sollte bedeuten, dass der Krieg gegen die Nationale Befreiungsfront nicht allein militärisch gewonnen werden könne. Vielmehr gelte es, durch praktische Alltagshilfe – etwa den Bau von Schulen und Krankenhäusern, die Zuteilung von Feldern an regierungstreue Bauern, die Beschaffung von Saatgut, etc. – die Unterstützung der Landbevölkerung zu gewinnen. Um den Feind, wie durch einen überzeugenden Wahlkampf, auf politischem Terrain zu schlagen.

In der Praxis jedoch führte dieses Konzept zu einem gnadenlosen Krieg gegen die Dörfer. In der Nacht nach der Fiesta riss mich der Lärm von Artilleriefeuer aus meinem Schlaf in einer Herberge von Chalatenango-Ciudad. Der Strom war ausgefallen. Ich knipste die Taschenlampe an, studierte meine Landkarte. Deutete ich den Lärm richtig, flogen Granaten vom Stadtrand in Richtung auf ein *no-man's-land*, in dem auf meiner Karte der Name eines Dorfes verzeichnet war: San José de las Flores.

Am Morgen fragte ich Oberst Cáceres nach dem Grund für das nächtliche Getöse. «Wir haben Leuchtraketen abgefeuert, damit sich die Terroristen der Stadt nicht im Schutz der Dunkelheit nähern können», sagte er. Wer in San José de las Flores lebe, hakte ich nach. «Niemand», antwortete der Oberst schroff. «Der Ort ist seit Jahren verlassen.» Cáceres verbot uns, selbst nachzusehen. Aus Gründen der eigenen Sicherheit, wie er meinte: «Den Weg nach San José haben Terroristen vermint. Fahren Sie zurück nach San Salvador!»

Natürlich hatten wir nicht die Absicht, diesem Befehl zu folgen. Unsere Anwesenheit bei der Fiesta des *colonel* war nur ein Tarnungsmanöver gewesen. Es hatte uns ermöglicht, von der Heeresführung in der Hauptstadt die Erlaubnis für eine Fahrt nach Chalatenango zu bekommen. In Wahrheit hatten wir eine Verabredung mit der Befreiungsfront – unter der Bedingung seitens der Guerilla, dass wir es aus eigener Kraft bis nach La Nueva Concepción schaffen würden, einen Ort 40 Kilometer westlich von der Provinzhauptstadt.

Also kamen wir nach unserem Abschied von Oberst Cáceres zielstrebig vom Weg ab, mogelten uns durch eine letzte Strassensperre der Armee und verschwanden in einem *territorio en disputa*: in einem

Gebiet, das weder die Armee noch die Befreiungsfront fest in der Hand hatten. Wie versprochen, erwarteten uns ein paar Guerilleros in La Nueva Concepción. Von da ging es zu Fuss weiter.

Drei Tage später erreichten wir Las Flores. An jenem Tag lernte ich José Lisandro Monge kennen. Lisandro, wie ihn alle nur nannten, leitete das örtliche «Bürger-Komitee». Er führte uns durch sein Dorf. Stolz zeigte er die aus zwei schäbigen Räumen bestehende Schule, stolzer noch die halb verfallene Kirche, wo ein Küchentisch den zerstörten Altar ersetzte. Strom gab es nicht. Immerhin ermöglichten ineinandergesteckte Schilfrohre, dass Wasser aus einem Bach in einige der Hütten gelangte.

Das «neue» San José de las Flores war erst drei Monate alt und zählte 126 Einwohner. Offiziell hatte die Existenz des Ortes vier Jahre zuvor mit der Zwangsevakuierung seiner Bewohner nach Chalatenango-Ciudad geendet. Von dort waren sie mit der Hilfe des Roten Kreuzes in ein Lager in der Hauptstadt San Salvador gelangt, wo internationale Hilfsorganisationen sie wenigstens teilweise vor Armee und Todesschwadronen schützen konnten.

Das Hauptproblem der Dörfler war, dass sie als *masas*, also «Massen», galten. Dieser Ausdruck, ein Import aus China, war in Mittelamerika sehr in Mode gekommen. Beide Seiten benutzten ihn, die Guerilla wie auch die Armee. Amerikanische Militärexperten verwandten ihn folgendermassen: Da – laut Mao Zedong in den Zeiten des Langen Marsches – der Guerillero in den «Massen» schwimme wie der Fisch im Wasser, müsse der salvadorianischen Befreiungsfront eben das Wasser abgelassen werden. Gäbe es keine Landbevölkerung mehr, die die Guerilla unterstützte, wären die «Terroristen» von jedem Nachschub abgeschnitten und befänden sich isoliert in einem ansonsten menschenleeren Raum, bereit für ihre Vernichtung durch die überlegene Feuerkraft der Armee.

Dies erklärt, warum in Regierungsstatistiken aus dem Jahr 1986 über eine halbe Million der insgesamt fünf Millionen Salvadorianer als «Innenflüchtlinge» auftauchen: In der neuen Freiheit gab es für sie keinen Platz mehr, also wurden sie interniert. War ihr Leben schon im Dorf immer voller Gefahren gewesen, so war der hoffnungslose Alltag im Lager noch schlimmer. «Wir hatten alles verloren», sagte Lisandro, «unsere Felder, unsere Häuser, einen Teil unserer Familien. Und jetzt sollten wir nutzlos in einem Lager herumsitzen und das Ende des Krieges abwarten? Wir beschlossen, lieber auf eigene Faust zu handeln.»

José Lisandro Monge gehörte zu den Ersten, die in ihr altes Dorf heimkehrten. Es waren auch Flüchtlinge aus anderen Dörfern des salvadorianischen Nordens dabei. Aber sie waren sich einig, dass ein einziger Ort die Hoffnung aller verkörpern sollte. Mithilfe des Erzbischofs von San Salvador stellten sie im Juni 1986 eine Karawane aus vier Bussen und drei Lastwagen, beladen mit Lebensmitteln, Bauholz und Wellblech, zusammen und zogen zurück nach Las Flores. Aus Angst vor Negativ-Werbung – immerhin hatte es Wahlen gegeben, und El Salvador war offiziell zur «Demokratie» übergetreten – liessen Regierung und Armee die Gruppe gewähren. Doch sowie niemand mehr hinschaute, schnitt Oberst Cáceres das Dorf von jeder Versorgung mit Arzneien und Lebensmitteln ab.

Darum ging es an dem Tag unserer Ankunft im September 1986 bei einem Gottesdienst in der Kirche von Las Flores. «Wir danken Dir, Herr, dass Du unsere acht Schwestern aus der Kaserne von Chalatenango befreit hast», betete der *padre*, ein italienischer Missionar, in dem seine Gemeinde bereits einen künftigen Märtyrer zu erkennen glaubte. «Und wir flehen Dich an, Oberst Cáceres auf den Weg der Erleuchtung und der christlichen Barmherzigkeit zu führen.»

Die acht «Schwestern», Bauersfrauen aus dem Dorf, standen neben dem Küchentisch-Altar. Sie waren am selben Morgen aus der Provinzhauptstadt zurückgekehrt. Das Bürger-Komitee hatte sie losgeschickt, um Arzneien zu holen. Sie waren den weiten Weg zu Fuss gegangen. Autos gab es keine im Dorf, Maultiere wurden für die Feldarbeit benötigt. An der Strassensperre vor der Stadt waren die Frauen festgenommen und zum Oberst in die Kaserne geschleppt worden. «Ihr wollt Medikamente für Terroristen beschaffen!», hatte Cáceres sie angebrüllt. Die Bäuerinnen hatten schon mit dem Schlimmsten gerechnet. Doch dann war es dem Erzbischof von San Salvador gelungen, die Freilassung der Frauen zu erwirken. Ein wahres Wunder, für das die Gemeinde ihrem Herrgott nun aus vollem Herzen dankte.

Die meisten Geschichten in Las Flores gingen nicht gut aus. In den drei Monaten seit Oberst Cáceres das Dorf in Quarantäne hielt, waren sieben Kinder verhungert. Blinder Artilleriebeschuss wie jener, dessen Lärm mich in der Herberge von Chalatenango-Ciudad aufgeweckt hatte, verwüstete die Felder und dezimierte die Ernten. Ich nahm die Berichte der Dörfler auf Tonband auf und bat sie, ihre Namen zu verschweigen. Durch diese Massnahme gedachte ich meine Gesprächspartner vor Oberst Cáceres zu schützen. Das war naiv, wie sich zeigen sollte.

Eine Greisin, die sich vor ihrer Hütte in der Morgensonne wärmte, lud mich zum Frühstück ein: *tortillas y frijoles*, Maisfladen und schwarze Bohnen, das täglich Brot der *campesinos*. Während sie aus ihrem Leben erzählte, fiel mir das Schlucken schwer: «Die Soldaten schlossen uns in der Kirche ein. Sie verhörten die Männer, die Jüngeren wurden gefoltert und getötet. Wir übrigen mussten zusehen.» Ihrem Sohn Maximiliano hatten Soldaten mit dem Messer ein Kreuz in den Bauch geschnitten und die Eingeweide herausgeholt. Und immer wieder tauchte Cáceres in den Gruselgeschichten auf: «Er sagte, alle jungen Männer im Dorf seien Guerilleros oder Kollaborateure. Das war wie ein Todesurteil.»

Die alte Frau sprach leise, manchmal gerieten ihre Worte zu einem Wimmern. Dann ging ihre Stimme im Brummen eines Flugzeugmotors unter. Panische Schreie drangen aus den Hütten der Nachbarschaft. Einige Frauen liefen mit Kindern auf dem Arm zum Dorfrand, wo es einen Graben zum Schutz gegen Bombenangriffe gab. Über Las Flores zog ein mit Maschinengewehr und Bordraketen bestücktes Flugzeug seine Kreise. Wie ein Geier.

Lisandro kam atemlos herbeigerannt: «Sie dürfen euch hier nicht sehen!» Er zog uns in den Schatten eines Daches, schleuste uns von Haus zu Haus zum Dorf hinaus. Nun rannten auch die übrigen Bewohner in Deckung. Nur die alte Frau nicht. Als ich mich ein letztes Mal umblickte, sass sie noch immer reglos auf der Bank in der Sonne.

Der Rest ist schnell erzählt. Bei unserem Versuch, unbemerkt aus dem Niemandsland wieder in den von der Regierung kontrollierten Teil El Salvadors zu gelangen, fielen wir der Armee in die Hände. In einer kahlen Hügellandschaft kamen, aufgefächert zu einer breiten Front, Soldaten mit vorgehaltenen Gewehren auf uns zumarschiert. Es war kein Zufall. Oberst Cáceres tobte vor Wut, er hatte nach den drei «kriminellen» Journalisten suchen lassen, die ihre «Artikel mit dem Blut des salvadorianischen Volkes» schrieben.

Die Soldaten durchwühlten unsere Rucksäcke, fanden problemlos, was sie «Beweise» nannten: Tonbandkassetten, Filmrollen, Notizbücher. Der befehlshabende Offizier, ein junger Leutnant, diskutierte mit seinen Männern unbeschwert die Option, uns an Ort und Stelle zu erschiessen. Die Zahl «verunglückter» Journalisten in El Salvador erreichte damals Rekordhöhen.

Aber wir hatten Glück: Die Truppe nahm uns mit in ihre Kaserne. Noch mehr Glück: Es war nicht die Kaserne von Oberst Cáceres, sondern die eines anderen *colonel*. Als der Offizier erfuhr, dass ich

Deutscher war, begrüßte er mich mit «Heil Hitler» und gestand mir seine Bewunderung für den «Führer». Schliesslich bedankte er sich und liess uns per Helikopter in die Hauptstadt zurückfliegen. Dort landeten wir im Knast. Die kommenden drei Tage verbrachten wir in einer Zelle der *policía de hacienda*, die sich auf die Bekämpfung politischer Verbrechen spezialisiert hatte, auch sie mit den Waffen «psychologischer Kriegsführung»: In unserer Zelle war das Klo-Loch verstopft, Fäkalien umspülten die Füße der Feldbetten, in der Nacht wurden vor unserer Zellentür Pistolenschüsse abgefeuert.

Unsere Stimmung war dennoch prächtig. Wir waren nicht voneinander getrennt worden. Wussten, dass unsere Botschaften uns da herausholen würden. Brauchten also nur abwartend auf den Betten zu sitzen, Zigaretten zu rauchen und uns die Zeit mit coolen Witzen zu vertreiben. Man behandelte uns korrekt, schliesslich waren wir keine *campesinos*. Einmal sah ich im Korridor einen Gefangenen, der von einem Verhör zurückkam. Blut schwappte in kleinen Schüben über seine Unterlippe, Fliegen schwirrten um die breite Wunde an seiner Schläfe. Ob dieser Mann zu den *masas* gehöre, fragte ich. Der Wärter sah mich verständnislos an: «Das ist ein Terrorist!»

Daheim in Europa erwartete uns der Neid von Kollegen, erfüllte uns das Lob unserer Chefs mit der üblichen Mischung aus männlichem Stolz und beruflicher Arroganz. Was zählte, war die tolle Story! Und die unsere wurde immer besser: Zwei Wochen nachdem die salvadorianische Regierung uns wegen «Gefährdung der nationalen Sicherheit» des Landes verwiesen hatte, gab es ein Erdbeben in der Hauptstadt San Salvador: 1500 Tote, 200 000 Obdachlose, unsere ehemalige Gefängniszelle unter Trümmern begraben. Und wir waren mit heiler Haut davongekommen! Was konnte einem Reporter mehr nützen, als zum rechten Zeitpunkt nicht am falschen Ort gewesen zu sein?

Nur eines ging schliesslich schief. Zum Jahresende erhielt ich einen Anruf von Amnesty International. Oberst Cáceres, erfuhr ich, war eines Morgens mit Helikoptern und Soldaten in San José de las Flores eingefallen. Sofort hatten sie die Kinder von ihren Eltern getrennt und die Kleinen zu einem Spiel aufgefordert. Es galt, die Stimmen von Erwachsenen auf einer von Cáceres mitgebrachten Tonbandkassette zu identifizieren. Es war meine Kassette! Gegen Mittag war *el colonel* mit sieben Gefangenen aus Las Flores abgezogen.

Zum Glück reagierten die gewohnten Schutzengel – allen voran die katholische Kirche und das Rote Kreuz – in Eile. So wurde die böse Kunde schnell publik. Mithilfe diplomatischer Interventionen

Deutschlands, Frankreichs und Belgiens gelang es, die *campesinos* fürs Erste wieder freizubekommen. Meine Freunde, auch jene in der Pariser Vertretung der FMLN, wiederholten beständig, dass ich mir nichts vorzuwerfen hätte. Warum konnte ich dann nicht jenen üblen Nachgeschmack loswerden?

Es war das Bild der alten Frau, das wieder und wieder in mir auftauchte. Wie eine Metapher für den ewigen Konflikt zwischen Macht und Ohnmacht. Und auch für den abgrundtiefen Graben, der für alle Ewigkeit respektierte Gringos von hilflosen *campesinos* zu trennen schien. Sah ich in meinem Innern jene Greisin, wie sie vor ihrer Hütte sass und reglos hinnahm, was ihr drohte, fühlte ich mich beschämt. Dafür, dass ich Las Flores, ein ganzes Dorf, in Lebensgefahr und mich selbst in Sicherheit gebracht hatte. Und mit der Zeit wohl auch dafür, dass ich nur noch versuchte, meine Chalatenango-Reportage einfach zu vergessen.

So vergingen 28 Jahre.

Warum bin ich zurückgekehrt? Den Auslöser dazu gab der Tod meines alten Freundes Hugo Molina. Der damals im Exil in Nicaragua lebende Wirtschaftsprofessor war mein Kontakt zur salvadorianischen Guerilla gewesen. Als ich beschloss, seine Witwe in San Salvador zu besuchen, wurde mir sofort klar, dass meine Reise letztendlich nach Las Flores führen würde.

Und damit zu der Frage, inwieweit die damaligen Ereignisse meine weitere berufliche Laufbahn beeinflusst haben. Sicher ist: Ich habe seither nie wieder ganz an die Reinheit meiner Motive als Reporter glauben können. Daran, dass meine zeitlich begrenzte Präsenz an der Seite von Leidenden und Verfolgten nur dem Zweck diene, deren Elend «nicht in Vergessenheit geraten» zu lassen, wie es in unserer Branche oft heisst. Nein, im Grunde geht es mir noch immer in erster Linie um die tolle Geschichte.

Seit meiner Zeit in Las Flores muss ich mich bei Recherchen nun meinem persönlichen Imperativ beugen: Handle nie wieder so wie damals! Achte darauf, dass nicht andere den Preis für deinen Ehrgeiz zahlen!

Und noch eines glaube ich, dank Las Flores verstanden zu haben: Reporter haben das wenigste sich selbst und ihrem Wagemut zu verdanken. Das Wesentliche bekommen wir geschenkt: Freundschaften, Einblicke, Wahrheiten. Auch nach Las Flores – in welchen Krisengebieten auch immer – habe ich meistens einfach Glück gehabt. Oft besteht dieses Glück darin, dass in entscheidenden Momenten ein

wirklicher Kenner der Lage, also jemand wie José Lisandro Monge, auf mich aufpasst und mir Schutz gibt.

*Der Sieg der Floreños*

«Wie ist der Krieg hier zu Ende gegangen?», frage ich Don Lisandro, während wir auf der Bank bei der Che-Guevara-Statue sitzen. In Las Flores sei alles weitergegangen wie zuvor, erzählt er: «Oberst Cáceres liess keine Hilfsgüter zu uns durch. Im August 1987 – bis dahin waren hier 18 Kinder verhungert – zogen wir in einem Protestmarsch bis vor die Stadt. Da haben sie mich festgenommen und ins Gefängnis gesteckt. Du kennst den Ort ja. Mich hätten sie da fast umgebracht.»

Die schlimmste Zeit war kurz vor dem Frieden. Während Regierung und Befreiungsfront noch verhandelten, versuchten beide Seiten, auf dem Schlachtfeld letzte Erfolge zu erringen. «Die Armee führte ständig Grosseinsätze in Chalatenango durch», erzählt Lisandro. «Wir sammelten dann die Toten ein, Soldaten wie Guerilleros, und bahrten sie in der Kirche auf. Verletzte konnten wir manchmal noch retten. Das letzte Opfer in unserem Dorf war ein neun Monate altes Mädchen, das von einem Scharfschützen des Elite-Bataillons Atlacatl erschossen wurde.» Das war am 3. September 1991: der letzte Racheakt an einem Dorf, das nicht aufhören wollte, gegen den Willen von Oberst Cáceres zu existieren.

Schliesslich die Frage, die mich zu ihm führt: «Ist jemand unserer wegen getötet worden?» Fast wird Lisandro böse. «So ein Quatsch! Die sieben, die wegen der Tonbandaufnahmen festgenommen wurden, kamen wieder frei. Ausserdem hat der Vorfall für Aufmerksamkeit gesorgt. Danach haben uns Vertreter internationaler Hilfsgruppen besucht. Dafür sind wir euch dankbar.»

Ich fühle mich erleichtert. Was mich gleich wieder aufs Neue bedrückt: Bin ich wirklich nur hergekommen, um mir ein reines Gewissen zu verschaffen? «Ich schreibe einen Artikel über Las Flores heute», füge ich schnell hinzu. «Bestimmt kannst du mir dabei helfen.» Kein Problem, meint Lisandro: «Du weisst ja jetzt, wo ich wohne.» Er verabschiedet sich, geht zurück in sein Haus. Ich bleibe noch ein Weilchen beim Che, verlagere mich nur von der harten Steinbank in die Tiefe der kommunalen Hängematte. Doña Daisys CD ist einmal durchgelaufen, die Ruhe hört sich himmlisch an. Ich versuche es mit einer ersten Bilanz. Eines scheint ziemlich klar: Las Flores hat den Krieg gewonnen! Nicht nur hat der Ort den von Oberst Cáceres geführten

Kampf um *hearts and minds* überlebt; die Bevölkerung hat sich sogar mehr als verzehnfacht. Über 1500 Menschen leben heute hier. Und das altmodische Las Flores glaubt weiterhin felsenfest an soziale «Errungenschaften». Etwa im Erziehungswesen: Neben der gross gewordenen Grundschule steht jetzt eine Oberschule, damit fleissige Schüler – sie tragen noch immer die patriotischen Uniformen in Blau-Weiss – ihr Abitur im Dorf machen können. Seit 2011, informiert ein Schild am Ortseingang, sei dieses Dorf «frei von Analphabetismus». So, als wäre es von einer mittelalterlichen Seuche erlöst worden!

Oder im Gesundheitswesen: Seit 2013 besitzt der Ort ein kleines Krankenhaus, in dem sich auch arme Honduraner von jenseits der Grenze behandeln lassen dürfen. Gleichberechtigung der Frauen? Macht Riesenfortschritte! Seit ihre Männer mittags in der Gemeindekantine und ihre Kinder in der Schulkantine zu essen bekommen, arbeiten Floriñas lieber im Beruf als immer nur in der eigenen Küche.

Hat in Las Flores tatsächlich die «Revolution» gesiegt? Zu einer Zeit, in der weltweit kein Hahn mehr nach ihr kräht? Für meine Kinder in Paris muten Guerilla-Geschichten aus Lateinamerika inzwischen an wie Walt-Disney-Filme aus den Anfangstagen des Farbfernsehens. In ihren Utopien, sofern sie sich noch welche leisten, kommt Sozialismus nicht mehr vor, sind Revolutionen technologischer Natur und führen etwa vom iPhone 5 zu den Nummern 6 und 7. Wird irgendwo blutig mit Waffen gekämpft, dann meist von oder gegen Jihadisten. Dafür aber brauchen die USA keine Männer mehr wie Navidad de Jesús Cáceres Cabrerías. Drohnen erledigen das sauberer, und für Waterboarding benutzt man eigenes CIA-Personal.

Als ich mich auf die Suche nach einer Bleibe in Las Flores mache, lande ich bei Vilma Serrano, einer kleinen Frau mit flinken Augen. Vor 28 Jahren war sie die Lehrerin jener Schüler, die uns mit Gesang und Blumen begrüsst. Da es bis heute kein Hotel im Dorf gibt, ist Doña Vilma weiter für den Empfang auswärtiger Besucher zuständig. «Du kannst bei uns schlafen», sagt sie und führt mich auf eine überdachte Terrasse, die im hinteren Teil ihres Hauses zu Gemüsegarten und Hühnerstall hinausführt. Auf der Terrasse ist schon aufgedeckt: Tortillas und Bohnen, wie damals, nur inzwischen angereichert mit Frischkäse und gebratenen Bananen. Vilmas Mann, Marco Tulio Serrano, ist auch da. Klein, fast schwächling, drückt er seinen nackten Kugelbauch unter die Tischkante. Seinen Beruf gibt er mit «Politiker» an. Was freilich in Las Flores nicht dasselbe ist wie in Paris, Bern oder Berlin. Womit genau er sich befasse? «Dank meiner langen Guerilla-Tätigkeit besitze

# GESCHICHTEN, DIE GESCHICHTE SCHRIEBEN

## Bedingt abwehrbereit

DER SPIEGEL

1962, Kalter Krieg, Nato-Manöver. Gestützt auf Dokumente des Verteidigungsministeriums stellt *Der Spiegel* die Abwehrbereitschaft, das Konzept des atomaren Erstschlags und die Rüstungspolitik von Minister Franz J. Strauss infrage. Die Redakteure werden des Landesverrats angeklagt und verhaftet. Grosse Teile der Öffentlichkeit sehen darin einen Angriff auf die Pressefreiheit. Trotz fragwürdigem Zusammenspiel von Regierung und Justiz – manipuliert durch Strauss – endet das Verfahren mit Freisprüchen für die Journalisten. Die *Spiegel*-Affäre löst eine Regierungskrise aus, ein neues Kabinett wird gebildet – Strauss ist nicht mehr dabei.

## Watergate

WASHINGTON POST

1972, Wahlkampf in den USA, der amtierende Präsident Richard Nixon, Republikaner, will wiedergewählt werden. Nachdem Einbrecher in den Räumen der demokratischen Partei im Watergate-Hotel auf frischer Tat ertappt werden, vermuten die Untersuchungsbehörden, dass möglicherweise mehr dahintersteckt als die Ausspionierung des Wahlkampfgegners. Bob Woodward und Carl Bernstein von der *Washington Post* beginnen zu recherchieren. Dank ihrer Quelle Deep Throat – 33 Jahre später identifiziert als Mark Felt, damals zweithöchster FBI-Mitarbeiter – enthüllen die beiden Journalisten den Hintergrund der Watergate-Affäre: Nixons Korruption und seinen Machtmissbrauch. Die Amtsenthebung droht, 1974 tritt Nixon zurück.

## Regierungslügen und Krieg

SEYMOUR HERSH

2004 schreibt der preisgekrönte Journalist Seymour Hersh als Erster über entwürdigende Praktiken und Folter im US-Gefängnis Abu Ghraib im Irak. Während des Vietnamkriegs machte er 1969 das My-Lai-Massaker der US-Armee publik und die von Richard Nixon und Henry Kissinger befohlene, geheime Bombardierung Kambodschas. Und später die Beteiligung des gleichen Gespanns am Staats-



streich in Chile. Und vieles mehr. Kein anderer Journalist hat die öffentliche Meinung zur US-Aussenpolitik stärker beeinflusst und deren Unterstützung in der Bevölkerung stärker gemindert als Seymour Hersh.

## The iEconomy

THE NEW YORK TIMES

2013 beschreibt eine mehrteilige Artikelserie, unter welch lausigen Bedingungen in China Arbeiter iPhones und iPads für Apple herstellen und der Firma astronomische Gewinne ermöglichen, die sie mit Buchhaltungstricks weitgehend un versteuert anhäuft. Die Publikation bewirkt

eine 25%-Erhöhung der Arbeiterlöhne und die Verbesserung der Arbeitsbedingungen, weil erstmals externe Inspektoren zugelassen werden. Der US-Kongress eröffnet eine Untersuchung zu den Taktiken von Technologiefirmen zur Steuervermeidung.

## Big Brother is watching you

THE GUARDIAN

2013 publiziert der Jurist und Journalist Glenn Greenwald mit Dokumenten von Edward Snowden im britischen *The Guardian* den ersten Artikel über die umfassende Überwachung der Bürger durch die Geheimdienste. Die langfristige Auswirkung der Enthüllungen auf Politik, Gesellschaft und auf das Verhältnis anderer Staaten zu den USA sind noch nicht abschliessend zu erfassen – das Vertrauen in die Verlautbarungen der US-Regierung ist aber beschädigt.

## Panama Papers

INTERNATIONAL  
CONSORTIUM FOR INVESTIGATIVE  
JOURNALISTS (ICIJ)

2016 liefert eine anonyme Quelle Daten aus der Kanzlei Mossack Fonseca, Panama, die weltweit Briefkastenfirmen anbietet. 2,6 Terabyte, 12 Millionen Dokumente, über 214 000 Firmen – nie zuvor lag eine grössere Datenmenge vor, die 400 Journalisten durchkämmen. Obwohl nach geltendem Recht nicht immer illegal, lassen sich mit Offshore-Firmen die Eigentümer von Vermögen verschleiern, aber auch Gelder aus illegalen Geschäften verstecken. Die Enthüllung der Namen hochrangiger Politiker, Prominenter und Organisationen führt weltweit zur Forderung nach schärferen Steuergesetzen und der Abschaffung von Steuerschlupflöchern.

Grafik: Moiré und Claudia Blum

ich Kompetenzen im Bereich der öffentlichen Sicherheit!», sagt Marco Tulio. Im Ernst? Ich muss mir das Lachen verkneifen. Zu komisch die Vorstellung, das heutige Las Flores, diese Oase liebenswerter Verschlafenheit, könnte die Dienste eines Abwehrspezialisten benötigen. «Neulich tauchten hier Unbekannte auf und liessen sich in einem Haus am Dorfrand nieder», erzählt der Veteran. «Gemeinsam mit ein paar Freunden ging ich hin, um ihre Bekanntschaft zu machen. Sie waren schwer bewaffnet und stellten sich als Maras vor.»

Das ist nicht mehr witzig. Die Maras – namentlich die Mara Salvatrucha und die Mara18 – gelten als die brutalsten Gangs der Welt. Sie entstanden in den Slums von Los Angeles, unter den Kindern mittelamerikanischer Kriegsflüchtlinge. Heute kontrollieren sie den regionalen Rauschgift-, Waffen- und Menschenhandel, terrorisieren neben El Salvador auch Honduras und Guatemala.

Aber was suchen Maras in Las Flores? In dem Dorf gibt es nichts zu holen. Was hier wertvoll ist, lässt sich nicht versilbern. «Wir befinden uns nahe einer Transitroute für Kokain und Marihuana aus Kolumbien», erklärt Marco Tulio. «Die Polizei tut nichts. Teils, weil sie bestochen ist, teils aus Furcht vor den Banden. In den Dörfern entlang der Überlandstrasse verfügen die Maras über *casas de seguridad*.» Mini-Festungen mit Massen von Waffen und Munition. «Und?», frage ich: «Hast du dieses Sicherheitsproblem lösen können?» Er nickt. «Wir konnten ihnen klarmachen, dass es bei uns keinen Platz für Maras gibt. Da sind sie wieder gegangen.»

Phantastisch! Hätten sich die Gangster vorher bei Oberst Cáceres erkundigt, wären sie wohl gar nicht erst auf die irrwitzige Idee einer paramilitärischen Niederlassung in Las Flores verfallen. Mit Gewalt lässt sich diese Ortschaft nicht besiegen, zu viel hat sie davon schon geschluckt und auch verdaut. Nein, wirkliche Angst haben die Floreños der Kriegsgeneration eigentlich nur vor dem Vergessen. Vor den Neuzeit-Wünschen, die aus den Computern im Kulturzentrum Monseñor Romero unaufhaltbar in die Köpfe der Dorfjugend eindringen. Wie sehr Mütter und Väter hier die Erinnerung beschwören! In der Hoffnung, das von ihnen Erlittene und Errungene möge eine ewige Zukunft in Frieden garantieren. Und ihre Kinder und Kindeskinde einfügen in das Netz eines die Generationen durchdringenden Geschichtsbewusstseins.

Daher auch die bunte El-Salvador-Landkarte an einer Hausfassade neben dem Kulturzentrum. Sie wirkt lustig, wie von Kinderhand gemalt. Erst ein näheres Hinsehen zeigt, dass auf ihr die Stätten

# GESCHICHTEN, VON ANDEREN GESCHRIEBEN

## Embedded

Einer der Gründe für die Niederlage der USA im Vietnamkrieg wird im Verlust der «Heimatfront» vermutet: Realistische Reportagen reduzieren die Unterstützung der US-Bevölkerung für den Einsatz in Asien. US-Strategen erkennen: «Never fight a war on TV!» – oder kontrolliere die Journalisten. Im Irakkrieg 2003 wird erstmals das Konzept des «Embedded Journalist» angewendet. Im derzeitigen Syrienkrieg sind westliche Journalisten selten mit den Truppen Asads, seiner Verbündeten oder dem IS unterwegs – die Darstellung des Geschehens in westlichen Medien ist damit zwangsläufig einseitig.

## Lobbying

Manipulation gelingt PR-Agenturen wie Hill & Knowlton, die im Auftrag der Regierung Kuwaits im US-Kongress mit der später als «Brutkastenlüge» entlarvten Geschichte irakischer Greueltaten erfolgreich für eine US-Intervention wirbt: Iraks Soldaten sollen Babys aus Brutkästen geholt und umgebracht haben. Auch Amnesty International sitzt der Lüge auf, die eine moralische Rechtfertigung für den 2. Golfkrieg liefert. *Gekaufte Wahrheit in Reportagen #15* zeigt, wie PR-Profis der Energieindustrie mit Desinformation Forscher des Klimawandels diskreditieren.

## Pressefreiheit

Ohne kritische Presse regiert es sich ungeniert, meinen etablierte Diktatoren oder jene, die gerade die Demokratie abschaffen, wie Recep Tayyip Erdogan in der Tür-

kei. Nicht erst seit dem Putschversuch 2016 lässt er dutzende Medienhäuser schließen, kritische Journalisten der «Propaganda für den Terrorismus» anklagen und verhaften. Der World-Press-Freedom-Index setzt die Türkei derzeit auf Rang 151 von 180, nahe bei Somalia, Saudiarabien, China und Nordkorea – eine Herabstufung um 50 Ränge in neun Jahren: die Zeitspanne der Machtentfaltung Erdogans.

## Public Relations

Alle Firmen wollen «in die Zeitung kommen», hoffen auf um-



satzfördernde Publicity und ein gutes Image. Während Kleinunternehmer Lokaljournalisten für die Hofberichterstattung umgarnen, beschäftigen Konzerne und politische Parteien Heere von PR-Profis, die ihre Auftraggeber mit raffinierten Strategien in die Medien und ins richtige Licht rücken – oft verbunden mit Werbedruck (obschon das alle ableugnen). Anders agiert die Marketingfirma Red Bull und behauptet keck: Die Medien sind wir! Das Red Bull Media House betreibt rund ein Dutzend Print-, TV- und Onlinetitel, darunter das populäre Servus TV. Das Magazin *RedBulletin*, vertrieben als Beilage nationaler Partner-Zeitun-

gen, flankiert die Eigenwerbung und wird in mehreren Sprachen publiziert. Mit zwei Millionen Exemplaren ist *RedBulletin* weltweit das auflagenstärkste Magazin seiner Art.

## People-Presse

Was wir von Promis und ihren «Skandalchen» wissen, wissen wir durch die Medien – falls wir es denn wissen wollen. Postillen wie *Blick am Abend*, *Gala*, *Die Schweizer Illustrierte* oder die britische Sensationspresse im Tabloidformat lechzen nach wertbaren People-Häppchen. Geschäftsmodell: die scheinheilige Skandalisierung nackter Busen und Steisse. Selbstvermarkter wie Paris Hilton oder etwa Kim Kardashian gehen jedoch keine Paparazzi-Risiken mehr ein wie einst Lady Di, sondern füttern alle willfähigen Redaktionen am liebsten selber mit einem unablässigen «Newsstream».

## Orwellisches Wahrheitsministerium

10. November 2001, Uno-Versammlung, Präsident G. W. Bush sagt: «Lasst uns nie unerhörte Verschwörungstheorien zu den Angriffen vom 11. September tolerieren, bössartige Lügen, um die Terroristen, die Schuldigen, zu entlasten. Ethnischen Hass zu entfachen heisst, den Terror begünstigen.» Obschon es ihr Job wäre, stellen Vertreter führender Medien seither keine kritischen Fragen zur offiziellen Darstellung dieser Verschwörung: Neunzehn von Usama bin Ladin kontrollierte Muslime steuern zwei von ihnen entführte Flugzeuge ins World Trade Center in New York, eines ins Pentagon, ein viertes stürzt nach heftigem Kampf mit den Passagieren ab. Journalisten, die Fragen zu Plausibilität, zur Physik der Gebäudeeinstürze und Finanzierung des Anschlags stellen, gelten als «Verschwörungstheoretiker». Bush hat ein Dogma etabliert.

von Massakern eingezeichnet sind. Die meisten waren Massenmorde im salvadorianischen Sinn des Wortes: Morde an *masas*, begangen von Todesschwadronen und der Armee.

Auch der Bürgermeister von Las Flores zählte zu den Kämpfern der ersten Stunde, hat jahrelang als Guerillero gelebt. «Eine schwere, aber auch eine gute Zeit», sagt Felipe Tobar. «Leid und Angst haben uns zusammengeschweisst. Wir haben viel gelernt.» Vor allem dies: «Freiheit ist bedingt durch Organisation und Einheit! Heute sind wir frei von Furcht. Das ist schon Lohn genug.»

Wir sitzen in seinem Büro im Rathaus am Park. Don Felipe schliesst die Augen. Auch an diesem Tag hat das Organisieren der Einheit wieder an seinen Kräften gezehrt. Für den kommenden Sonntag steht die *consulta popular* an, eine lange vorbereitete Befragung der *masas* von Las Flores. Zwar steht das Dorf wie ein einziger Mann hinter der FMLN, das haben seit Kriegsende alle Wahlen bewiesen. Aber wenn kein Krieg herrscht, um die Einheit zu erzwingen, ist es notwendig, dass sie sich aus anderen Kämpfen nähren kann.

Die Sache sei so, holt der Bürgermeister aus: Vor etlichen Jahren habe eine kanadische Mining Company herausgefunden, dass im Gebiet von Las Flores eine Menge Gold zu holen ist. Die damalige Regierung gab den Gringos grünes Licht. Diese beuteten schon eine Mine im Süden des Landes aus, hatten dabei ihr Know-how im Ausräumen von Widerständen gezeigt: mit finanziellen Zuwendungen an Politiker und kleinen Geschenken ans Volk.

«Bei uns zieht diese Masche nicht», fährt Don Felipe fort. «Die Gringos hatten sogar einen ehemaligen Guerilla-Offizier als Berater engagiert. Aber wir lassen uns nicht spalten. Als sie hier ihren ersten Arbeitertrupp in die benachbarten Hügel schickten, gingen wir hin, nahmen den Männern die Werkzeuge weg und schickten sie nach Hause.»

Das war im September 2005. Und auch die Gringos hatten es offensichtlich versäumt, sich rechtzeitig bei Navidad de Cáceres nach der Beschaffenheit der Floreños zu erkunden. Stattdessen entsandten sie einen zweiten Trupp, viel grösser als der erste. Da schlug Don Felipe die Kriegstrommel, leise bei Nacht, auf dass sich die *masas* mehrerer Dörfer heimlich zusammentun und den Chef der Mining Company, als er am Morgen zu einem Besuch in Chalatenango erschien, in seiner Limousine umzingeln konnten.

«Es war eine Aktion, wie ich sie liebe», schwärmt der Bürgermeister. Sie zerrten den langen Kerl aus seinem Wagen, und zur Strafe für seinen Starrsinn musste er sich alle Reden anhören, die ihm die

anwesenden Volksvertreter mit Megafon ins Ohr brüllten. Stundenlang. Dann setzten sie ihn wieder in sein Auto und gaben ihm den Rat, sich nie wieder in der Gegend von Las Flores blicken zu lassen. «Bis heute hat er sich daran gehalten», stellt Don Felipe befriedigt fest.

Die seither vergangenen Jahre verstrichen in zahllosen Sitzungen auf sämtlichen Dorfebene. Ewiges Thema: Was soll uns wichtiger sein, Gold oder Glück? Auch lud der Gemeinderat ein paar arme Teufel aus Goldminen in Honduras und Guatemala nach Las Flores ein. Sie erzählten von zerstörten Landschaften und vergiftetem Trinkwasser. Und von ihren Kindern, die unter Krätze litten.

Wer wollte an dem bevorstehenden Triumph zweifeln? Bestimmt werden sich die weniger als 1000 stimmberechtigten Floreños am Sonntag massiv gegen die Gold-Gringos aussprechen. Nur: Welcher Wert könnte einem solchen Dorfsentscheid zukommen für den Fall, dass der nächste Präsident – sollte er nicht, wie der derzeitig amtierende Staatschef Salvador Sánchez Cerén, aus den Reihen der FMLN stammen – die Kanadier erneut zum Schürfen im Wald bei Las Flores auffordert? «Dann müssen sie die Armee schicken, denn wir werden nicht nachgeben», sagt Don Felipe voller Zuversicht.

So vergehen meine Tage in Las Flores. «Kannst du nicht doch bis Sonntag bleiben?», drängt Don Lisandro auf unserem letzten gemeinsamen Gang durchs Dorf. Würde ich gern. Aber ich muss nach Paris, zurück in meine eigene Gegenwart. Ausserdem würde mich jeder weitere Tag hier noch gefühltsduseliger machen. Heute Morgen ging ich die wenigen Schritte vom *parque* zum nördlichen Dorfausgang, wo ein Maultierpfad in Richtung Honduras führt. Die Aussicht war atemberaubend. Zu meinen Füßen lag ein breites Dschungeltal, noch zugedeckt von Wolkenfetzen des letzten Nachtregens. Dahinter eine dunkle Wand von Bergen, auch sie von dichter Vegetation überzogen. Die Grenze! Über einen jener Pässe, hatte ich damals gehofft, würde die FMLN uns aus dem Kriegsland schleusen. Hätte es geklappt, wäre ich heute nicht in Las Flores.

Aber welchen Sinn hat es noch, über Schicksal oder Zufall zu grübeln? So, wie die Dinge nun einmal gelaufen sind, ist Las Flores zum Prüfstein für mein Reportergewissen geworden. Niemand im Dorf sei durch unseren Besuch zu Schaden gekommen, bestätigt mir Don Lisandro noch einmal. Auch der alten Frau, nach der ich mich bei unserer Flucht aus dem Dorf umgeblickt hatte, sei nichts zugestossen: «Sie hiess Rosa Chavez Avela. Nach Kriegsende lebte sie noch 14 Jahre auf einer kleinen Finca in den Hügeln. Niemand hat mehr gelitten als

Doña Rosita. Neun Kinder hatte sie zur Welt gebracht, sieben tötete die Armee. Doch sogar für diese arme Frau gab es am Ende einen Trost. Doña Rosita durfte in den Armen ihrer Tochter sterben.»

Wir erreichen den Friedhof. Ein angenehmer Fleck am westlichen Dorfrand, wie der *parque* im Schatten hoher Bäume gelegen, doch ohne die musikalischen Geschenke von Doña Daisy. Ohne Bänke auch, weshalb Besucher oft auf den hohen Rändern der Steingräber Platz nehmen. Wir machen es uns auf der letzten Ruhestätte eines gefallenen Guerilleros bequem. «Wo wirst du hier liegen, Lisandro?» Er zieht die Augenbrauen hoch, zwinkert mir zu: «Keine Ahnung, wird wohl eine Überraschung.» Ich kann mir gut vorstellen, dass sein Dorf ihm hier ein Denkmal setzen wird. Jenem Mann, der 125 Floreños aus den Flüchtlingslagern zurückführte in eine Heimat, die nur noch aus einem Haufen zerfallener Hütten im abgebrannten Teil von Chalatenango bestand. «Freiheit», erklärte der Greis, «kommt nie als ein Geschenk von oben, sondern immer nur aus uns selbst heraus. Und oft zu einem sehr hohen Preis.»

Natürlich bleibt es die Entscheidung des Autors, seine Geschichte zu beenden, wie und wo es ihm passt. Und ich finde, Las Flores verdient ein *happy ending*. Also: Ich sitze in der Abflughalle des Flughafens von San Salvador. Bald soll es mit dem Einsteigen losgehen, verspricht eine Durchsage. Gelangweilt verfolge ich Nachrichten auf einem Airport-Bildschirm. Kaum Neues in den News: ein paar Verkehrstote, die üblichen Mordopfer der Maras, eine frisch gekürte Schönheitskönigin mit strahlendem Lächeln und üppiger Oberweite. Doch plötzlich das grobe Bauerngesicht von Felipe Tobar! Der Bürgermeister gibt die Ergebnisse der Volksbefragung zum Thema Goldschürfen bekannt: 804 Stimmen für *No*; das *Sí* erhielt 5 Stimmchen, macht weniger als ein Prozent.

Tatsächlich, ganz El Salvador kennt San José de las Flores! Jenes sagenhafte Dorf, dessen Blumen in den Farben von Freiheit, Einheit und Revolte blühen. Nach Oberst a.D. Navidad de Jesús Cáceres Cabrerias habe ich vergeblich in San Salvador gesucht. Offenbar profitiert er von einem Schutzprogramm, durch das die Armeeführung verdienten Offizieren einen ruhigen Lebensabend in Anonymität gewährt. Immerhin habe ich erfahren, dass der ehemalige Oberbefehlshaber von Chalatenango jetzt als Bruder Soundso in einer Evangelisten-Sekte wirkt. Ab und zu predigt er in einem Tempel der Hauptstadt und warnt vor der Hölle.

## KONTEXT

### 25 JAHRE NACH DEM KRIEG

Genau vor 25 Jahren, im Januar 1992, ging in El Salvador der Bürgerkrieg zu Ende. Er dauerte zwölf Jahre und hat mehr als 70 000 Menschenleben gekostet. Während des Bürgerkriegs wurden massive Menschenrechtsverletzungen begangen. Die US-Regierung subventionierte den Krieg mit durchschnittlich einer Million Dollar Militärhilfe pro Tag. 1981 kam es zu einem der schlimmsten Kriegsverbrechen in der Geschichte Lateinamerikas, dem Massaker von El Mozote: Eine Anti-Guerilla-Einheit, die von US-Soldaten gebildet und trainiert worden war, tötete 900 Zivilisten. El Salvador sei das «Testfeld des Kalten Kriegs» erklärte der damalige US-Außenminister Alexander Haig. Noch heute sind die Menschen in El Salvador traumatisiert, aber ein Amnestiegesetz schützt die Verantwortlichen von damals vor Strafverfolgung.

### DIE MEDIEN UND DAS VERTRAUEN

Die öffentliche Meinung über Journalisten war noch nie besonders gut, «Journalist» gehört seit Jahren zu den Top Ten der unbeliebtesten Berufe Deutschlands, 2013 landete er in einem Ranking des amerikanischen Netzwerks CareerCast unter 200 Berufen auf dem letzten Platz – noch hinter Bohrrinselarbeiter. Mittlerweile jedoch wird von einer massiven «Vertrauenskrise» gesprochen, immer mehr Menschen glauben den «Mainstream-Medien» nicht und schimpfen auf die «Lügenpresse». Manche Journalisten fragen sich, inwiefern sie Anteil haben an dieser Entwicklung. «Was über meiner Geschichte schwebt, ist der Zweifel an der Journalistenzunft», sagt Michael Stührenberg. Viele Begriffe, die einmal feststanden, seien ins Wanken geraten. Seine Reportage gebe Einblick in das Innenleben eines Reporters.

### AUTOR

Die Entwicklungen nach seiner Recherche haben Michael Stührenbergs Verhalten als Reporter verändert: «Das hört sich fast etwas banal an, aber ich laufe nicht mehr mit Fotos oder Tonbandaufnahmen herum, die gegen meine Protagonisten verwendet werden könnten. Ich habe nach der Recherche damals nie wieder ein Aufnahmegerät oder einen Fotoapparat benutzt. Meine Notizbücher müssen auf Uneingeweihte sehr kryptisch wirken, regelrecht kodifiziert, ich benutze bei kritischen Themen nie die richtigen Namen der Protagonisten.»

Mehr vom Autor:

---

**REPORTAGEN #10** – *Timbuktu muss warten*

---

Mehr zum Thema Kriegsverbrechen:

---

**REPORTAGEN #19** – *My Lai 1968* – von Cordt Schnibben

---